

Mondän, verhasst und plötzlich geliebt

FC Bayern Die Popularität des Münchner Clubs wächst überall. Bayern-Fans bestaunen ein kleines Wunder. Von Mirko Weber

Irgendwann nach Mitternacht will sich Rainer Leonhardt in Madrid auf den Weg machen: im Rücken das Estadio Santiago Bernabéu und dann ein Stück die Avenida de Concha Espina hinunter. Rechter Hand kommt eine Grünfläche – das weiß er aus dem Stadtplan. Leonhardt ist ein organisierter Mensch. Zufälligerweise heißt der Rasenplatz Parco Berlin, und Rainer Leonhardt möchte darin ein gutes Omen sehen. In der deutschen Hauptstadt schließlich hat der FC Bayern München gerade noch die Bremer beim Pokalendspiel versenkt. Im Parco Berlin treffen sich die Fans der Roten nach dem Endspiel in der Champions League gegen Inter Mailand.

Während Rainer Leonhardt das noch mit großer Gestik erzählt, kommt einem in seiner Mittenwalder Küche der Gedanke, dass sich da wirklich zwei gefunden haben: nämlich ein renommierter bayerischer Instrumentenbauer und der FC Bayern, der nun mal als Fußballclub national stets die erste Geige beansprucht. Und heute Abend will er sie nach neun Jahren auch wieder in Fußballeuropaspielen.

Rainer Leonhardt ist so alt wie die Bundesliga, 47 Jahre. Er baut Violinen, Bratschen und Celli, Erstere fangen in der Kleinstversion bei 1000 Euro an, und beim Dreifachfachen muss man dann noch mal das Reden beginnen. Schon der Großvater hatte es mit Zupfinstrumenten, der Vater genauso, und wenn Leonhardts Sohn, der 13-jährige Max, die Linie fortführt, haben die Eltern nichts dagegen: Musik wird wohl gespielt werden, bis die Welt untergeht.

Eigentümlich, dass ausgerechnet Fußballer die Musiker in bürgerlichen Familien Anfang des 20. Jahrhunderts vereinzelt ein wenig in den Hintergrund gedrängt haben. Exemplarisch ist das zum Beispiel passiert beim FC Bayern München, den man am 27. Februar 1900 nicht unspektakulärer hätte gründen können. Nach den Spuren sucht man heute in der Stadt vergebens, weder das Bäckerhöf, wo die Turner des MTV tagten, noch das Restaurant Gisela, wo sich die Fußballer abspalteten, gibt es noch. Klar aber ist, wo der FC Bayern seine Wurzeln hat: mitten in Schwabing. Dort wohnten gut situierte Münchner, Artisten und Künstler. Und irgendwie hat der Verein da von Anfang an etwas mitgenommen.

Im Übrigen waren es elf Gründungsmitglieder, die Fußballfreunde sein wollten, und die Preußen, recht betrachtet, hielten sich in der Überzahl. Das „Mia san mia“-Gefühl, sieht man rückblickend, hatte etwas weit Gefasstes. Man entschied sich zunächst für eine nachgerade absurde Vereinsfarbe: Blau-Weiß. Dennoch war jahrzehntelang nicht dran zu denken, dass die Bayern die glorreichen Löwen von 1860, den Stadtclub schlechthin, in der Gunst des Publi-



Fan und Geigenbauer Rainer Leonhardt



Der FC Bayern München gilt längst als Weltmarke. Heute steht er in Madrid im Finale der Champions League. Fotos: dpa, picture alliance, SZ

kums überholen würden; heute sind die einen immer nah an der Pleite, und zum einzigen Meistertitel ist nichts dazu gekommen. Die anderen schwimmen im Geld und haben schon 22-mal die Schale wandern lassen. Man will es den Roten nicht vorhalten, aber arg schwer, ein Bayern-Fan zu sein, ist es eigentlich nicht. Oder doch?

Wie jeder Mensch sich erinnert, wann er zum ersten Mal verliebt gewesen ist, weiß der Fußballfan immer genau, an welchem Tag das anfang mit ihm und der Mannschaft fürs Leben. Bei Rainer Leonhardt war es der 15. Mai 1974. Da spielte der FC Bayern im Endspiel des Europapokals der Landesmeister und stand in Brüssel ein paar Sekunden vor Schluss der Verlängerung gegen Atletico Madrid vor dem Aus. „Und dann kam Schwarzenbeck“, sagt Leonhardt, noch heute mit einem Glühen in der Pupille, wie bei einem

Erweckungserlebnis. Georg Schwarzenbeck, Beckenbauers Arbeitspferd, Breitners Haflinger, Müllers Schlachtröss: schoss aus gut 20 Metern, erzwang ein Wiederholungsspiel, das 4:0 gewonnen wurde – und sorgte für den Beginn einer europäischen Hausse der Bayern. Dreimal hintereinander gewannen sie den Cup, unvorstellbar im Champions-League-Zeitalter. Leonhardt hatte seine Fernsehzeit beim Vater „mühsam heraus schlagen müssen“, wie er sagt, und in der entscheidenden Sekunde war er da und jubelte. Sein Vater nicht. „Der stand unter der Dusche, weil er dachte, das wird nichts mehr.“

Wie man sich kurz vor Schluss entscheidender Spiele täuschen kann, hat der Sohn erfahren, als er 1999, während Bayern in Barcelona binnen weniger Minuten Manchester United zwei Tore und den Sieg schenkte, zur Toilette ging („weil ich zum Feiern frisch sein wollte“). Und dann war es vorbei. Über Barcelona spricht Leonhardt nicht gerne, „kein richtiger Fan redet über Barcelona“. Zwei Jahre später holten die Bayern gegen Valencia endlich wieder Europas wichtigsten Fußballpokal. Leonhardt stand vor dem Spiel in seinem Garten – und sah auf der Strecke München-Innsbruck die Züge mit Fanbesatzung fahren, „alles rot“. Da hat er gewusst: „Beim nächsten Mal bin ich dabei.“ Seit 20 Jahren schafft es Leonhardt meistens ins Stadion daheim, unter der Woche auch auswärts.

An Samstagen aber kommen auch die Kunden aus aller Welt in den Mittenwalder Mühlenweg, um in Ruhe die Instrumente auszuprobieren. Wenn Bayern auswärts spielt, bittet Leonhardt von 15.30 Uhr an



Ein Schlüsselerlebnis für viele: Georg Schwarzenbecks Ausgleichstor gegen Atletico 1974 machte den Weg frei für ein Wiederholungsspiel, in dem Bayern den Europapokal holte.

um eine Auszeit. Dann legt er die Schürze des Kunsthandwerkers ab, schaut Fußball und ist im Himmel oder der Hölle. Und die Musiker kommen ja auch gut alleine klar.

Am Donnerstagsvormittag steht Uli Hoeneß vor dem Abflug der Mannschaft auf dem Münchner Flughafen und schaut, als sei alles, was noch kommen könnte, ein kleines Problem. Was ihn tatsächlich bewegt – das ist nicht geschaukelert, denn schauspielerisch kann Hoeneß nicht – ist, dass auf einmal die Sympathiewerte für den FC Bayern gestiegen zu sein scheinen. „Das ist Wahnsinn. Das genieße ich, überall diese Zuneigung“, sagt Hoeneß, hochrot, wie oft. Diese Zuneigung kennt er nicht. Nicht so. Wer über Bayern redet und kein Fan der Bayern ist, redet lästerlich bis leicht hassefüllt, selten respektvoll. Das hat eine gewisse Tradition.

Als in den 20er Jahren der Präsident Kurt Landauer hieß, galt der FC als „Protzenclub“, denn der jüdischstämmige Kaufmann streckte seine Fühler international aus. Er suchte die große Welt und Freundschaftsspiele gegen Amsterdamer, Pariser und Prager Vereine. Landauer konnte 1933 gerade noch emigrieren, kam zurück und wurde 1951 wieder Präsident. Den zweiten Meistertitel 1969 erlebt er nicht mehr. Es begannen Zeiten, die den Ruf der arroganten Münchner prägten. Die Titel mehrten sich und die Fehlleistungen: der FC Bayern, einst Mieter der Sechzger an der Grünwalder Straße, wurde mondän, und nur bei großzügiger Auslegung der bohemartigen Herkunft des Vereins mochte man schmunzeln, wenn Franz Beckenbauer im Pelzmantel auf der Auswechsellbank Platz nahm.

Kommt man auf Rainer Leonhardts Küchenbank sitzend dem Thema Hoeneß näher, ist der Geigenbauer elektrisiert wie

sonst bei dieser Namensnennung wohl nur noch Christoph Daum. Aber positiv. In gewisser Weise nämlich, sagt Leonhardt, führe er sein Geschäft nach den Prinzipien des FC Bayern: „Ich weiß, was ich will. Ich habe Ziele.“ Leonhardt hat sechs Mitarbeiter, die gewissermaßen Familienanschluss haben. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl imponiert Leonhardt auch bei den Bayern: große Welt, kleines Zelt. Und drin sitzen ehemalige Widerwurzeln, wie der Paul Breitner, nunmehr Späher; Leute wie Gerd Müller, der als Alkoholiker untergegangen wäre, wenn ihm die Spezl nicht aufgeholfen hätten; Schwarzenbeck, der als Schreibwarenhändler die Bayern belieferte. Das sei „irgendwie einmalig“, sagt Leonhardt.

Andererseits verflüchtigt sich die Solidarität mitunter, wenn es im Stadion zur Sache geht. Wer heute den Luxus der Bayern sehen will, erwartet, ohne viel tun zu müssen, das Optimum. Leonhardt hatte schon Sitzplatznachbarn aus Holstein, Dresden, Stuttgart, aus der Schweiz und Südtirol. Der FC Bayern wird als globale Marke besichtigt. Leonhardt sagt, er wisse nicht genau warum, aber zuletzt sei diese Marke „ein Stück menschlicher übergekommen“. Vom „wirklich tollen Fußball“ mal abgesehen.

Rainer Leonhardt trifft aber nicht nur seine Bayern in Bestform wieder, wenn er jetzt in Madrid landet, sondern auch ein Cello aus seiner Produktion. Vor Jahren hat er es einem Münchner gebaut, der sehr zufrieden war und nach seinem Umzug dorthin nach Mittenwald schrieb, Leonhardt sei jederzeit auf ein Bier eingeladen, sollte er vorbeikommen. Zufälligerweise wohnt besagter Kunde in einer Straße vis-à-vis vom Estadio Santiago Bernabéu. Zumindest Leonhardts Cello hat es in Madrid also schon mal gut getroffen.

„Der Verein kommt jetzt menschlicher rüber als früher.“

Rainer Leonhardt, FC-Bayern-Anhänger

Spät, aber nicht zu spät

Afghanistan Horst Köhler erfüllt mit seinem Truppenbesuch endlich eigene Ansprüche. Von Matthias Schiermeyer

Es ist fünf Jahre her, dass Bundespräsident Horst Köhler ein „freundliches Desinteresse“ der Bevölkerung an dem Afghanistan-Einsatz erkannte. 2009 stellte er fest, das freundliche Desinteresse habe sich noch nicht wirklich in ein sorgvolles Interesse gewandelt. Ansonsten fiel ihm bisher wenig zu Afghanistan ein. Seit sechs Jahren ist der Mann im Amt. Jetzt hat er – wenn auch nur für gut zwei Stunden – endlich Zeit gefunden, den Soldaten am Hindukusch seine Anerkennung auszusprechen. Gewiss, Staatsoberhäupter können nicht mal eben in ein Kriegsgebiet reisen. Doch wenn Köhler sich an den eigenen Maßstab orientiert hätte, wäre er – wie die Kanzlerin – längst dort gewesen.

Der Blitzbesuch kommt sehr spät, aber für die Soldaten nicht zu spät. In ihrem bisher schwierigsten Jahr sind sie auf Rücken-deckung durch die Staatsführung dringend angewiesen. Zu groß sind die Zweifel an der Sinnhaftigkeit ihres Tuns, zu groß ist das Unverständnis über die Ablehnung des Einsatzes in der Heimat. Köhler hielt sich im sicheren Masar-i-Scharif sehr weit entfernt von den umkämpften Orten auf. Doch haben ihm die Soldaten wenigstens einen wirklichkeitsnahen Eindruck vermittelt. Möge er diese Erkenntnisse künftig in seinen Reden berücksichtigen und die Anteilnahme der Bevölkerung befördern. Dann hätte sich die Stippvisite doch gelohnt.

Scheideweg

Sicherungsverwahrung Das Gericht für Menschenrechte überzieht Karlsruhe muss jetzt korrigieren. Von Stefan Geiger

Die Sicherungsverwahrung ist die folgenreichste Sanktion im Strafrecht. In Deutschland befinden sich inzwischen zu viele Täter allzu lange in der Sicherungsverwahrung. Die Richter, aber auch die Gutachter geben dem Druck überschäumender Emotionen in der Öffentlichkeit nach. Die Entwicklung wird auch durch die unverantwortliche Sensationalisierung des Themas in einigen Boulevardmedien vorangetrieben. Es wäre daher allemal an der Zeit, die deutsche Praxis bei der Sicherungsverwahrung zu korrigieren.

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hätte diese Chance gehabt – und er hat sie verspielt. Die Straßburger Richter haben das deutsche Rechtssystem nicht verstanden; sie schießen weit über das Ziel hinaus. Denn sie berücksichtigen die legitimen Sicherheitsinteressen der Öffentlichkeit, die es eben auch gibt, zu wenig. Sie wollen die Freilassung auch von Tätern erzwingen, die nach wie vor unzweifelhaft höchst gefährlich sind. Straßburg ist manchmal weit weg. Gerechtigkeit hat aber schon auch etwas mit der Realität zu tun, in der die Menschen leben. So gefährden die Straßburger nicht nur ihren eigenen Ruf. Sie bringen auch das Ansehen der deutschen Justiz in Gefahr. Deshalb ist es richtig und angemessen, wenn das Bundesverfassungsgericht jetzt dem Streit mit den Straßburger Kollegen nicht mehr ausweicht.

Unten rechts

Sein Pazifik

Weit ist das Meer und unerforschlich. Was zum Beispiel führt alle Gummienten dieser Welt zielsicher in ihrem großen, ewigen Pazifikstrudel zusammen? Und woher kommt der tonnenschwere Betonlaster, der jetzt in Kalabrien von den Wellen an Land gespült wurde?

Eigentlich kann die Kalabrier nicht mehr überraschen. An der sturmumtosten Spitze des italienischen Stiefels, an der Meerenge von Messina, wo Skylla und Charybdis die antiken Seefahrer verschlagen, da findet sich im Meer, was Schiffe im Lauf von Jahrtausenden nur irgend verlieren konnten: also praktisch alles (ohne die Gummienten natürlich). Aber einen leibhaftigen Betonmischtransporter haben selbst die Kalabrier hier noch nie gesehen. Von einem schwimmenden ganz zu schweigen.

Das orangefarbene Ding könnte von einem Schiff gefallen sein, vermutet die Hafenmeisterei. Mehr weiß sie nicht; Kennzeichen oder Aufschriften fehlen. Vielleicht war's ja ein wilder Schwerlast-Herbie, der mal so richtig über die Stränge schlagen wollte. Oder ein müdes Baustellengefährt, das seinen betongrauen Alltag satt hatte und sich ins leuchtend blaue Meer stürzte, auf ein selbstvergessenes, stilles, ewiges Kreisen unter der Sonne hoffend – eine Gummiente unter den Betonmischern, auf der Suche nach dem Nirwana. Paul Kreiner

Sittenwächter im Gaza schnüren das Leben ein

Nahost Im Juni feiert die Hamas die Machtergreifung vor drei Jahren. Junge Palästinenser klagen über deren Spitzelwesen. Von Inge Günther

Zwei Studenten in Gaza-City, Abdullah und Haschem, 24 und 25. Wenn keine Vorlesungen sind, vertreiben sie sich die Zeit mit Freunden im Big Bite, ein Café mit billigen Snacks nahe der Islamischen Universität. Ihre Haare sind gegelt, und weder Haschems stoppelbartiges Jungengesicht noch Abdullahs kunstvoll ausrasiertes Konturenbärtchen weisen sie als Sympathisanten der Hamas aus. Mit deren Regime stehen sie auf Kriegsfuß. Aber das kommt erst nach und nach heraus, schichtweise wie beim Abtragen von Zwiebelschalen. Bis zur bitteren Erkenntnis, wie sehr sie das Leben in „Hamas-tan“ einschürene. Abdullah hat den Gaza noch nie verlassen, abgesehen von 2005, als die Palästinenser im Begeisterungstaumel über

den Abzug der Israelis die Grenze in Rafah nach Ägypten stürmten. Abdullah studiert Informatik an der Al-Assam-Universität, die als Fatah-nah gilt. „Das Internet“, sagt er, „ist unser Tor zur Welt.“ Über Mails tauscht er sich mit Palästinensern in Europa oder den USA aus. Westbank-Kontakte meidet er. „Wer dahin Kontakte hat, wird schnell verdächtigt, Informant im Dienst des Feindes zu sein. Das kann sechs Monate Knast bedeuten.“

Neunmal hat die Hamas ihn wegen politischer Zugehörigkeit zur Fatah verhaftet. „Mails, Handys, alles ist für die kontrollierbar.“ Eine mit Freunden entwickelte Website für Studenten, um Patenschaften für Stipendien zu organisieren, mussten sie einstellen. „Man warf uns vor, wir trieben

nur Geld für die Fatah ein. Egal, was wir Studenten an Aktivitäten starten, sie nehmen uns unter die Lupe.“ Die Erfahrung hat auch Haschem gemacht, der Verkehrstechnik studiert. Ein Fach, das im Kontrast zu seiner Vorliebe für alles Künstlerische steht – Malen, Gedichte schreiben, Musik. Vor zwei Jahren hatte er die Idee, eine kreative Gruppe zu bilden, um junge Talente zu fördern. „Dafür musste ich drei Monate ins Gefängnis, weil man mir nicht glaubte, dass das eine rein private Initiative sei. Wollte ich zur Hamas, würden die mich mit Kuss-hand nehmen und unterstützen.“ Aber Haschem hat seinen eigenen Kopf.

Seit dem Hamas-Putsch im Juni 2007 hat sich die soziale Kontrolle im Gazastreifen verschärft – eine Art islamistische Gleichschaltung der Gesellschaft. Dazu gehören ein rigides Alkoholverbot, Kleiderempfehlungen für Frauen, Wachen darüber, ob einer regelmäßig in die Moschee geht. Mit strengen Regeln will sich die Ha-

mas vor der radikaleren islamischen Konkurrenz wie den Salafis profilieren. Für Individualisten bleibt kaum Luft zum Atmen.

Abdullah sagt, seine Zukunft sei im Gaza, der Heimat. Aber er fühle sich wie ein Gefangener, „der nur von Freiheit träumt“. Er wünscht sich die nationale Einheit und ein Ende der israelischen Blockade. Die Besatzung sei die Wurzel allen Übels, aber auch die Palästinenser hätten Fehler begangen. „Für die Spaltung zwischen Hamas und Fatah sind wir verantwortlich.“

Am Gefühl der Ohnmacht ändert das nichts. Haschem hat früher Dabke getanzt, den traditionellen palästinensischen Steptanz. Auch das geht nicht mehr, erzählt er, wenn man keiner Partei angehöre. Die kleinen Freiräume schwinden. Neulich hat die Hamas-Polizei Abdullah um 23 Uhr auf der Straße angehalten. „Sie sagten mir, als Student müsse ich um 22 Uhr zu Hause sein.“ Er verzieht das Gesicht. Im Freiluftgefängnis Gaza ist es enger geworden.